

## Hermann Kesten-Preis des deutschen PEN-Zentrums, 18.11.21 in Darmstadt

LAUDATIO auf Irena Brežná von Barbara Krohn

Sehr geehrte Anwesende, liebe Irena Brežná!

Unsere erste Begegnung in Regensburg im Jahr 2008 – es war anlässlich der Kunstschau der Donauländer Documenta mit Schwerpunkt Slowakei – machte mich zu einer Irena Brežná-Leserin. So eine hatte ich immer gesucht: eine engagierte Schriftstellerin, die zugleich poetisch schreibt; eine mutige Frau, als Reporterin in den finstersten Ecken der Welt unterwegs, zugleich eine Zweifelnde, unentwegt Fragen Stellende, eine Fremde, so hörbar wie spürbar wahrhaftige Weise in der Sprache zuhause.

Vor allem der elfjährigen Ich-Erzählerin namens Jana aus Irena Brežná's Roman „Die beste aller Welten“ war ich vom ersten Wort an verfallen. In einem kleinen Ort irgendwo in der realsozialistischen Tschechoslowakei der Fünfziger Jahre lässt Jana nicht nur die Legehennen fliegen, sondern auch die Worte. Unablässig findet und erfindet sie jungkluge Sätze wie: „Die Revolution ist vorbei. Alles Wichtige ist getan, wir müssen nur noch glücklich sein, und das ist furchtbar schwierig.“ Oder: „Bei uns denken die Männer weiterhin wie ehemalige Gutsbesitzer, als gehörten ihnen die wichtigsten weiblichen Körperländereien. Wenn ich groß bin, werde ich die Gutsbesitzer enteignen.“ Und unbedingt „auf einem eigens geknüpften Wortseil Pirouetten drehen.“

Abends im Bett denkt Jana über die vielen Sprachen nach, die sie noch lernen will, „dank derer ich neu werde, immer wieder neu.“ Denn die Sprache, das lernt sie schnell, ist etwas Kostbares, das Freiheit bedeuten kann, aber auch Gefangenschaft. Nichts, was zuhause gesprochen wird, darf in der Schule weitererzählt werden. Jana hat in ihrem Kopf eine Trennwand errichtet: „Rechts leben Familienworte und links Schulworte. Es gibt zwei Welten und zwei Sprachen, und ich gehe täglich wie eine Doppelagentin hin und her. Werde ich übermütig oder müde, fällt ein Wort in die falsche Welt hinaus, und diese Spur könnte Mama ins Gefängnis geführt haben. Es ist nicht leicht, in einem glücklichen Land zu leben. Das Glück kann jederzeit zerbrechen und jemand wird dafür bestraft.“ Vieles ist verwirrend: Die Mutter ist von heute auf morgen verschwunden (später erfährt man, sie ist im Gefängnis (einem Arbeitslager), der Vater, Anwalt und Tennisspieler, wird zum Brückenbau abkommandiert, die Großmutter „denkt ewig rückwärts, die Proletarier ewig vorwärts“. Eines aber ist klar: Worte sind gefährlich und das sicherste Versteck sind einstweilen die eigenen Gedanken.

Das würde sich später ändern: „Jeder meiner Texte ist immer noch ein Aufbäumen gegen das Gebot des Schweigens und des Nichthandelns“, sagt Irena Brežná, die Schriftstellerin.

Ihre Kindheit verbrachte sie in der slowakischen Stadt Trenčín, ihre Jugend in Bratislava. Als am 21. August 1968 die Truppen des Warschauer Paktes einmarschierten, um die Reform des Sozialismus unter Alexander Dubček zu beenden, war Irena Brežná gerade in einem Sommerlager bei Bordeaux. Die Achtzehnjährige fuhr über Paris nach Wien, wo ihre Mutter schon auf sie wartete. Als sie hörten, dass die Schweiz tschechoslowakische Flüchtlinge auch ohne Visum aufnahm, fuhren sie im Auto gen Westen, fuhren und fuhren, bis die Mutter in Basel müde sagte: „Wir emigrieren keinen Meter weiter.“

Ihre Tochter Irena, die nur zu gern heldinnenhaft gegen die Besatzer gekämpft hätte und sich um diesen Widerstand betrogen sah, formuliert es anders: „Ich werde geflüchtet“ – „Ich wurde emigriert.“

Der Bruch in der Biographie war zugleich ein sprachlicher Neubeginn und machte Irena Brežná zu einer Sprachwanderin und -wandlerin, zu einer Über-Setzerin zwischen den Kulturen im Sinne einer „Sprachfähre“, zu einer Kämpferin für die Freiheit des Wortes. Sie schreibt:

„Die Auferstehung in der deutschen Sprache ist das einzige Haus, das ich aufgebaut habe, die Worte sind meine gestalteten Dinge. In jedem Wort ist der Überlebenswille. In dieser Tat füge ich Misstöne und Anmut zusammen. Der poetische Akt als Haltung zur Welt.“

Bei ihrer Ankunft in der Schweiz sprach Irena Brežná immerhin, aber unzulänglich Deutsch. Die Höhen und Tiefen, die Abgründe und Finessen der Sprache lernte sie im Verlauf ihres Studiums der Slawistik, Philosophie und Psychologie in Basel. Beflügelt von dem Wunsch, die fehlende westeuropäische Bildung nachzuholen, las sie Spinoza, Nietzsche, Heidegger, Hannah Arendt, und als ihr bewusst wurde, wie sehr die Schweizerinnen aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben ausgeblendet waren, begann sie sich mit feministischer Literatur auseinanderzusetzen. In Basel habe sie denken gelernt, sich „reibend an den Widersprüchen jener Zeit“: „Inmitten der Schweizer Dialekte wollte ich die Schriftsprache, sie roch nach nichts, ein leeres, weiß getünchtes, mehrstöckiges Haus, mit geräumigen Zimmern und hohen Decken. Hier wollte ich einziehen und Sprachbälle veranstalten.“

Der nächste berufliche Schritt zog gewissermaßen die erste Quersumme aus ihrem Leben als Grenzgängerin: Sie begann, als Dolmetscherin für die Schweizer Behörden zu arbeiten. Spätabends, wenn ihr Sohn schlief, übersetzte sie Nachrichten über sowjetische Gewissensgefangene aus dem Russischen. Sie engagierte sich bei Amnesty International, dolmetschte auf Menschenrechtskonferenzen. Sie sammelte und verschifft Zehntausende von Lehrbüchern und Romanen für eine Bibliothek und für Schulen in Guinea. Interviews mit Dissidenten und Emigranten erschienen in deutschsprachigen Zeitungen, sie veröffentlichte erste literarische Werke auf Deutsch – und stellte überwältigt fest, dass es auch für sie als Fremde, als Nicht-Deutsch-Muttersprachlerin möglich war, einen „Wortberuf“ zu ergreifen.

Als ein Schweizer Magazin ihr eine Reportage über den italienischen Mann anbot, lehnte sie ab – sie wollte lieber die tschetschenische Frau kennenlernen.

Sie war unruhig, aufgewühlt von den Fernsehbildern tschetschenischer Frauen, die eine Menschenkette gegen die nach Grosny rollenden Panzer bildeten. Über diese Frauen wollte sie schreiben. In ihrem Essay „Schreiben im Krieg“ erzählt Irena Brežná, wie sie im März 1996 Seite an Seite mit tschetschenischen Bäuerinnen neben verminten Feldern in die Trümmer von Sernowodsk lief, nachdem das Dorf eine Woche lang bombardiert worden war. Die Kriegsreporterin sammelt Details und archiviert in ihrem Gedächtnis, was sie sieht, hört, wahrnimmt, sucht in den verschiedenen Sprachen, die sie spricht, nach Wörtern für Splitter, Trümmer, diese geschändeten Formen – doch „es sind Dinge im Ausnahmezustand, für die kein Vokabular entwickelt worden ist“.

„Ich wurde eine von den Frauen im zotteligen Kopftuch, ausgestattet mit derselben Verletzbarkeit. Diese Haltung wurde zum Selbstverständnis meiner Rolle, die mein politisches Denken und Fühlen umgekrempelt hat. Ich erlebte, wie ein Volk inmitten der Gleichgültigkeit der Weltöffentlichkeit der Vernichtung anheimfiel.“

Auch sie stellt sich vor die Panzer: „Endlich schaue ich mir die jungen Gesichter der Soldaten an, von denen ich einst weggezerrt worden bin: wie ich mich danach gesehnt habe, Steine gegen die bizarren Metallformen zu werfen. Nun bin ich bewandert im Wortwurf.“ Weiter heißt es: „Im Schreiben über den Krieg in Tschetschenien begreife ich, woher meine Sehnsucht kommt, der Zerstörung eine gerechte, eine sprachliche Existenz zu verleihen, gleich mir, die sich im Exil in der neuen Sprache aufgerichtet hat, in ihr die Würde der Verletzten fand.“ In den folgenden Jahren entstanden wichtige Reportagen über die Rolle der tschetschenischen Frau als Eigentum ihrer Familie oder aber der Sippe des Ehemanns, über die zunehmende Verrohung, Klerikalisierung und

Archaisierung der Gesellschaft infolge der Kriege. Für ihr Porträt über die Tschetschenin Sainap, die „Sammlerin der Seelen“, wurde Irena Brežná 2002 mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet.

Ob sie über Tschetschenien schreibt, über die russische Mafia in Wladiwostok, über Moldawien während der Jahrtausendwende, über ein Schweizer Frauengefängnis oder über Dissidenten, die in Straflagern gequält wurden – immer sind ihre Reportagen bewegendes, aufrüttelndes politisches Statement, persönliche Erfahrung und sprachbewusste poetische Haltung. Bei allem Schmerz über Unrecht, Gewalt, Unfreiheit, Vergessenwerden, den ihre Texte spiegeln, sind sie immer auch ein zutiefst literarisches Dokument unserer Zeit und zeigen, dass Sprache klar und unmissverständlich in den Realitäten dieser Welt geerdet sein und zugleich in filigrane Bildwelten aufbrechen kann.

Zehn Jahre nach unserer ersten Begegnung war ich im September 2018 für einen Tag in Greifswald, erkundete die Stadt, und zufällig stellte Irena Brežná just an diesem Abend im Koeppenhaus ihr neues Buch vor: „Wie ich auf die Welt kam – in der Sprache zu Hause“. Es war ein Wiedersehen, ein Wiederlesen, ein Neulesen, verbunden mit großer Freude. Man sieht sich immer zweimal im Leben. Mindestens.

Liebe Irena, deine Texte bewegen im mehrfachen Wortsinn, sie sind wahrhaftig aufrichtig poetisch politisch, sie bringen zum Lachen, zum Weinen, zum Nachdenken – sie machen Mut. Ich freue mich von ganzem Herzen, dass dir heute der Hermann Kesten-Preis verliehen wird, herzlichen Glückwunsch!